

reichen will, macht das vom Konzil angestrebte, in seinen Konsequenzen wohl nicht übersehene Eingehen auf diesen Menschen außerordentlich schwierig, besonders für diejenigen Priester, die noch aus traditionellem Denken kommen und mit der Leitung von Priesterseminaren oder der theologischen Unterweisung beauftragt sind. Daher wird es auch notwendig sein, daß die Gläubigen, zumal jene, die an geistlichen Berufen interessiert sind, einen ausreichenden Einblick in die Stätten der Priesterbildung und eine Vorstellung von ihrem Geist erhalten. (Vgl. dazu Picard-Emrich, und zwar das Kapitel Der Priesterberuf als Informationsproblem, a. a. O. S. 77 f.) Sonst verlieren sie nicht eine begreifliche Scheu vor den „Kästen“ und vor den Legenden über die dort herrschenden asketischen Methoden der Menschenführung und — leider — gelegentlich auch seelischer Verunstaltung. Es ist in einschlägigen Zeitschriften genug über einen gewissen Infantilismus und die Mentalität von Muttersöhnchen geschrieben worden, auch haben sich bedeutende Konzilsväter dazu in den Aussprachen über die betreffenden Dekrete geäußert, so daß es nicht notwendig ist, immer noch einmal darauf einzugehen.

Auch die Scheu vor Methoden der Autoritätsausübung, die seit Jahren eine noch nicht abgeschlossene Diskussion um die Gehorsamskrise sowohl in den Orden wie bei den Priestern im Verhältnis zum Bischof bzw. zum Ordinariat ausgelöst hat, müßte überwunden werden. Man kann als Laie dieses von vielen beklagte Problem oft nur an dem autoritären Stil des Klerus ahnen, der in den zivilen Formen des Dialogs nicht geübt wurde, geschweige denn in den biblischen Formen der Brüderlichkeit, so daß er das Aufkeimen von geistlichen Berufen bei der Mentalität der heutigen Jugend tragisch verhindert. Hier liegt die unerläßliche und unaufschiebbar baldige Vorleistung jener Organe der ganzen christlichen Gemeinschaft, die unmittelbar für die Heranbildung des Klerus verantwortlich sind. Dazu hat Hermann Stenger CSSR in einem Beitrag: Überlegungen zur Erziehung und Persönlichkeitsbildung der Ordenskleriker nach dem II. Vatikanischen Konzil ausgezeichnete Anregungen gegeben, besonders im Abschnitt über: Stilwandel von Autorität und Gehorsam (vgl. „Ordenskorrespondenz“ Jhg. 7, 1966, Heft 4, S. 100). In einigen Ländern, wie z. B. in England und in den Niederlanden, neuerdings auch in den vier nordwestdeutschen Diözesen mit dem gemeinsamen „Bischöflichen Informationsprogramm für kirchliche Berufe“ in Essen (Picard-Emrich, S. 77), ist mit Erfolg versucht worden, mit allen Mitteln der Publicity, einschließlich öffentlicher Ausstellungen über das Leben und den Dienst der Orden und der Priester, für geistliche Berufe zu werben. Warum eigentlich nicht? Werbung, die die Wahrheit und Wirksamkeit eines Apostolats vorweist, braucht keine Kritik zu scheuen.

4. Zu den mancherlei Nachrichten, die einer Förderung geistlicher Berufe abträglich sein können, gehören auch — von ganz schweren bekannten Fällen offener Untreue gegenüber der Kirche abgesehen — die sich mehrenden Austritte von gefestigten Ordensfrauen und Ordenspriestern aus ihren Gemeinschaften, nun nicht etwa um zu heiraten, sondern um in Kenntnis der konkreten Not des modernen Menschen in dieser Welt neue persönlichere Formen des Apostolats in öffentlichen Diensten und durchaus im Einvernehmen mit der kirchlichen Autorität auszuüben, ein Apostolat, das diesen Pionieren wirksamer erscheint als ihr Verbleiben unter einer durch veraltete

Regeln, Vorschriften, römische Kontrolle und lokale Weltunkenntnis gehemmten Disziplin der Oberen. Dergleichen meist stille, oft gar nicht bemerkte Proteste sind zwar auch Krisenerscheinungen — für das traditionelle Leben der Orden und Kommunitäten, aber sie tragen an sich die Zeichen charismatischer Gesundung. Es sind oft wage mutige Schritte nach vorn und das Gegenteil einer Flucht vor dem Sinn der evangelischen Räte. Es müßte nur dafür gesorgt werden, daß solche Fälle und die Gründe eines Austritts nicht ängstlich verschwiegen werden. Je offener sie diskutiert werden, desto mehr wird der Sinn für ein wirksames Apostolat unter den Gläubigen geweckt. Auf keinen Fall sollte unverständlich versucht werden, solche Menschen nun zu verdächtigen, als seien sie dieser Welt erlegen und daher im Kern untreu gegenüber Christus. In vielen Konzilsdekreten wird davon gehandelt, daß die Kirche sich um ein besseres Verstehen dieser Welt bemühen muß, um ihr wirksamer dienen zu können. Es ist menschlich, daß nicht ganzen Kommunitäten ein solcher Versuch gelingt, sondern nur Einzelnen, die dazu eine eigene Berufung haben.

Ungebrochene Christusförmigkeit

Für die Erweckung aller geistlichen Berufungen gilt: sie können nur aus der neuerwachten Lebendigkeit des kirchlichen Bewußtseins erfolgen, und zwar in Verantwortung für diese Welt; und man sollte ihnen Freiheit lassen, jene Freiheit des Geistes Christi, die Paulus in Röm. 8 preist. Jede geistliche Berufung ist ein Charisma der Christusförmigkeit, und je weniger diese originale Christusförmigkeit durch sekundäre Traditionen und durch die Partikularität der Orden und Kommunitäten gebrochen wird, desto besser für die Zukunft der Kirche. Denn alle diese Traditionen leiden, gemessen an den pastoralen Notwendigkeiten unserer Tage, an einem unverschuldeten, aber nicht unkritisch hinzunehmenden Mangel: einer Unbekümmertheit, von Gott zu reden, als wäre das in dieser Welt noch möglich, in der sich die Mehrheit der nachdenklichen Menschen so selbstverständlich daran gewöhnt hat, nicht mehr ernsthaft mit Gott zu rechnen. Man braucht nicht die Bonhoeffer-Mode eines oft mißverstandenen Bonhoeffer mitzumachen oder dem vor allem für protestantische Pietisten gedachten prophetischen Buch von Harvey Cox „Stadt ohne Gott“ zu folgen, wie es der obenerwähnte Kaplan Kuhlmann anrät, und meinen, es müsse nun politisch von Gott geredet werden und nicht mehr sakral oder sakrifiziell. Aber der nahe Gott Jesu muß gehört und verkündet werden, so „unreligiös“, wie es die Gleichnisse Jesu tun. Dann wird auch die von vielen Priestern als Not empfundene Outsider-Existenz in der säkularisierten Gesellschaft von der Solidarität der Gläubigen und der zum Glauben Erweckten umfaßt in einer neuen *Communio* des gemeinsam erfahrenen Heils.

Für die Ausbildung der Katechisten. Missionsgebetsmeinung für April 1967

Die Missionsgebetsmeinung für April greift ein besonderes Anliegen des Konzilsdekrets über die Missionstätigkeit der Kirche auf. Dieses Dekret zollt im Abschnitt 17 den Katechisten, „Männern wie Frauen“, nicht nur große Anerkennung für ihre „Verdienste um das Werk der Heidenmission“ und würdigt „ihren einzigartigen und unersetzlichen Beitrag zur Verbreitung des Glaubens und der Kirche“. Das De-

kret weist auch auf die verstärkte Bedeutung hin, die dem Amt des Katechisten für die Glaubensunterweisung und den Seelsorgsdienst wegen des bestehenden Priestermangels zukommt. Nach den Bestimmungen des Missionsdekrets soll die Ausbildung der Katechisten deshalb „so vervollkommen und dem kulturellen Fortschritt angepaßt werden, daß sie ihr Amt, das durch neue und ausgedehntere Aufgaben erschwert wird, als fähige Mitarbeiter der Priester möglichst gut ausüben können“.

Katechist und Missionspraxis

Die Tätigkeit des Katechisten und die Hilfe, die er dem Missionar und den Missionsgemeinden leistet, ist vielfältig. Mehr als der Missionar und selbst als der einheimische Priester steht der Katechist im Kontakt mit seiner Umwelt und dem konkreten Alltag der Bevölkerung. Vielfach findet sich der Katechist in ihrer Mentalität leichter und sicherer zurecht, als es der Geistliche aufgrund seines sozialen und Bildungsstatus kann. Seine Funktion wurde besonders in bezug auf die Glaubensunterweisung der Gläubigen wie der Katechumenen, der Kinder wie der Erwachsenen noch dadurch erhöht, daß man angesichts der fortschreitenden Verstaatlichung der Schulen in den Missionsländern sich in der Missionsarbeit stärker auf das eigentlich katechetische Gebiet konzentrieren mußte. Der Priestermangel hat die Glaubensboten von Anfang an dazu gezwungen, sich Laienhelfer zu suchen. Sie wählten möglichst in jedem Dorf, in dem eine christliche Gemeinschaft entstand, einen geachteten und zuverlässigen Laien aus, der die Gemeinde während ihrer oft wochenlangen Abwesenheit zusammenhalten sollte. Das war schon rein arbeitstechnisch notwendig. Schließlich hat bis zum heutigen Tage — besonders in Afrika — mancher Missionar ein Gebiet zu betreuen, dessen Ausdehnung einer deutschen Diözese entspricht. Ihm bleibt daher nichts anderes übrig, als an einem verkehrstechnisch günstigen Punkt eine Hauptstation zu errichten und sich dort niederzulassen. Die umliegenden Ortschaften kann er nur in regelmäßigen Abständen besuchen, um die Sakramente zu spenden. Für die so dringend notwendige religiöse Unterweisung der Taufbewerber, aber auch der Christen bleibt ihm bei seinen kurzen Besuchen kaum Zeit. Die muß er einem ortsansässigen Laien, eben dem Katechisten, überlassen.

Qualifizierte Ausbildung notwendig

Der Katechist besaß bis vor wenigen Jahren jedoch so gut wie keine theologische Schulung. Der Missionar hatte ihm lediglich Lesen und Schreiben beigebracht, damit er den Katechismus und Gebete vortragen sowie Formulare ausfüllen konnte. Seine theologischen Kenntnisse gingen meist über die einfachsten Glaubenswahrheiten nicht hinaus, und seine didaktischen Fähigkeiten beschränkten sich auf das Einpauken von Katechismusfragen.

Viele dieser Katechisten waren vorbildliche Christen und predigten mehr durch das schlichte Zeugnis ihres Lebens als durch gelehrte Worte. Man muß jedoch ehrlich zugeben, daß durchaus nicht alle Katechisten diese Qualitäten besaßen. Bedenkt man, daß diese Katechisten selbst Neuchristen ohne fundiertes Glaubenswissen waren, die ohne die Rückendeckung des Priesters auf sich selbst gestellt waren und für ihre Tätigkeit nicht einmal entlohnt wurden, darf man sich über gewisse Mangelerscheinungen nicht wundern. Sie zeigen lediglich, daß man in der Auswahl von Katechisten sehr vorsichtig und in ihrer Ausbildung sehr gründlich sein muß.

Unter den Missionaren wurde daher der Ruf nach qualifizierten Katechistenschulen immer lauter. Das Konzil nimmt diesen Ruf auf, wenn es im Missionsdekret (Abschnitt 17) dazu auffordert, die diözesanen und regionalen Schulen zu vermehren, „in denen die zukünftigen Katechisten die katholische Lehre, mit besonderer Betonung von Schrift und Liturgie, sowie die katechetischen Methoden und die pastorale Praxis erlernen...“ Mit gleichem Nachdruck setzt sich das Missionsdekret dafür ein, daß die Katechisten während ihrer Ausbildung auch die praktischen Fertigkeiten lernen, die zu ihrem vielfältigen und volksnahen Dienst gehören. Im gleichen Abschnitt wird auch die Notwendigkeit von Fortbildungskursen für Katechisten unterstrichen. Außerdem mahnt das Konzil, den hauptamtlich angestellten Katechisten „durch gerechte Vergütung einen gebührenden Lebensstandard und soziale Sicherheit“ zu gewährleisten. Das Konzil spricht sogar den Wunsch aus, die Propagandakongregation möge für die Ausbildung der Katechisten besondere Mittel zur Verfügung stellen. Wenn es für nötig und zweckmäßig erachtet werde, möge ein eigenes Werk für Katechisten gegründet werden.

In den Katechistenschulen soll dem Katechisten zunächst einmal eine Allgemeinbildung vermittelt werden, die ihn über das Bildungsniveau seiner Umgebung hinaushebt. Außerdem sollte er hier ein solides Glaubenswissen sowie pädagogische Kenntnisse erhalten und zu einer echt religiösen Persönlichkeit geformt werden.

Die Notwendigkeit solcher Schulen wurde von den meisten Bischöfen anerkannt, aber ihre Realisierung scheiterte an mancherlei Voraussetzungen. Die Bischöfe scheuten nicht nur die Baukosten. Sie sahen auch eine Lawine von Unterhaltskosten auf sich zukommen und fürchteten obendrein die Summen, die sie für die Besoldung der ausgebildeten Katechisten aufbringen mußten. Trotz dieser Probleme entstand in der einen oder anderen Diözese eine kleine Schule, aber manche mußte schon nach wenigen Jahren ihre Pforten wieder schließen, weil es mit dem guten Willen allein nicht getan war.

In dieser Situation forderte Erzbischof Matthias von Madras schon vor dem Konzil die Gründung eines eigenen Päpstlichen Werkes vom heiligen Paulus zur Heranbildung von Katechisten, das gleichberechtigt neben dem Päpstlichen Werk vom heiligen Petrus zur Heranbildung einheimischer Priester stehen sollte. Aber er fand mit diesem Plan wenig Gehör. Statt dessen entschloß sich im Herbst 1961 die Aachener Zentrale des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung zu einer Aktion, die bis heute kein Pendant gefunden hat. Generalsekretär Msgr. Heinrich Goertz, der selbst von seiner 18jährigen Missionstätigkeit in Afrika die Bedeutung der Katechisten kannte, rief die deutschen Katholiken auf, Stipendien in Höhe von 2000 DM zur Ausbildung von Katechisten zur Verfügung zu stellen. Als psychologischen Anreiz bot er den Spendern Foto und handgeschriebenen Lebenslauf ihres Schützlings sowie die Möglichkeit zu brieflichem Kontakt. Trotz der verhältnismäßig hohen Summe, die gefordert wurde, war das Echo erstaunlich groß. Pfarreien und Jugendgruppen, Vereine und Einzelpersonen erklärten sich bereit, das Geld aufzubringen, und es waren auch hier wieder nicht gerade die begüterten Schichten, die die größten Opfer brachten.

Ehe die Missionszentrale die Stipendien vergab, stellte sie jedoch eine Reihe von Forderungen. Sie verlangte die Gründung einer Schule mit einem qualifizierten Lehr-

körper (möglichst Ausbildung bei Lumen Vitae in Brüssel oder am Institut catholique in Paris) sowie eine zweijährige Ausbildung nach einem soliden und reichhaltigen Lehrplan. Erst wenn diese Voraussetzungen erfüllt waren, wurde die Schule in die Gruppe der Betreuten aufgenommen.

Schon nach kurzer Zeit sah man sich gezwungen, weitere Bedingungen zu stellen, um der Fülle von Anträgen Herr werden zu können. Die so gebotenen Unterstützungsmöglichkeiten verführten nämlich viele Bischöfe dazu, diözesane Katechistenschulen aufzumachen, statt mit andern Diözesen auf regionaler Ebene zusammenzuarbeiten. Wäre diese Entwicklung nicht abgestoppt worden, hätte man fast 800 Schulen gründen und mit einem qualifizierten Lehrkörper ausstatten müssen. Das aber war finanziell und personell nicht zu verantworten. So forderte das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung die Bischofskonferenzen auf, einen Gesamtplan aufzustellen und in kulturell und sprachlich einheitlichen Gebieten nur regionale Katechistenschulen zu gründen. Dieser Bitte konnten sich einsichtige Bischöfe nicht verschließen. Als zum Beispiel der Erzbischof der nigerianischen Bundeshauptstadt Lagos eine eigene Katechistenschule gründen wollte und dafür von Aachen Geld erbat, riet man ihm, seine Leute in die nur 180 km entfernte Katechistenschule von Ibadan zu schicken, die über entsprechende Gebäude und Dozenten verfügte und bereits seit zwei Jahren mit Erfolg arbeitete. Ein Musterbeispiel solcher Regionalschulen bietet Westpakistan, wo die Bischöfe der Aufforderung der Missionszentrale folgten und für alle sechs Diözesen in Lyallpur eine gemeinsame Katechistenschule errichteten. Die Missionszentrale beteiligt sich daran nicht nur durch Stipendien für die Schüler, sondern auch an den Baukosten.

Gemeinsame Initiativen

Bei der Auswahl der Kandidaten geht man in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Wege. Manche bevorzugen junge, unverheiratete Laien, die vom Pfarrer empfohlen werden; andere ziehen wegen der größeren menschlichen Reife und Autorität Verheiratete vor. Während in Afrika fast ausschließlich Männer als Katechisten angenommen werden, eröffnete man in Hongkong, auf Formosa, in Japan und auf den Philippinen auch Katechistenschulen für Frauen. Hier wurden in den letzten fünf Jahren mehr als 1000 Katechistinnen ausgebildet. Will man jedoch Verheiratete ausbilden, entstehen besondere Probleme. Entweder ist der Schüler für zwei Jahre von seiner Familie getrennt, oder er muß mit seiner Familie in der Schule untergebracht werden. In jedem Fall aber muß die Mission während der Ausbildung für den Unterhalt der Familie aufkommen. Man ging daher, besonders in Afrika und der Südsee, dazu über, ganze Katechistendörfer zu gründen. In Bukumbi am Südufer des Viktoriasees befindet sich zum Beispiel eine kleine Siedlung, die nur von Katechistenfamilien bewohnt wird. Jede Familie erhält für die Dauer der Ausbildung ein kleines Haus und alles Lebensnotwendige. In solchen Dörfern werden nicht nur die Männer ausgebildet. Während diese die Ausbildungskurse besuchen, werden ihre Frauen von Schwestern mit modernen Methoden der Haushaltsführung, Säuglingspflege, Hygiene und Landwirtschaft vertraut gemacht. Sie können dann später in dem Dorf, wo sie eingesetzt werden, eine Modellfamilie bilden, die sowohl im religiösen als auch profanen Bereich vorbildlich ist.

Lehrpläne und Methodik

Der Lehrplan solcher Katechistenschulen ist in vielen Fällen zunächst darauf abgestellt, lebendige Christen zu erziehen, die aus einer echt apostolischen Haltung heraus an die Arbeit gehen. Diese spirituelle Schulung ist heute besonders wichtig, da die Aussicht auf eine angemessene Besoldung (sie soll in Zukunft etwa der eines Volksschullehrers entsprechen) auch Personen anzieht, die sich keineswegs primär aus religiösen Motiven melden. Die Leiter der Katechistenschulen sind sich dieser Problematik durchaus bewußt und versuchen zum Teil durch psychologische Tests, die wahren Motive eines Kandidaten zu erforschen. Sie müssen sich im übrigen auf das Urteil des zuständigen Pfarrers verlassen und während der zweijährigen Ausbildung darauf achten, die irgendwie vorhandene religiöse Motivation zu festigen. So heißt es in einer Schrift der Katechistenschule von Wankie in Rhodesien: „Unser Ausbildungsprogramm hat die Absicht, erst einmal den Glauben unserer Kandidaten zu vertiefen. Es will das in einem solchen Maße tun, daß er sich von der sakramentalen Tatsache der Taufe und Firmung und als ein lebendiges Glied der Kirche angetrieben fühlt, sowohl als Individuum als auch als Haupt einer Familie von der lebendigen Wahrheit seines Glaubens Zeugnis zu geben.“ Erst auf dieser Grundhaltung kann die eigentliche Berufsausbildung aufbauen. Sie berücksichtigt dabei zum Beispiel in der eben genannten Schule den religiösen Hintergrund des Afrikaners: den Deismus, Animismus und Ahnenkult, die mangelnde Verbindung zwischen religiösem und sittlichem Leben sowie den Einfluß des Zaubers. Auch sein sozialer Hintergrund wird nicht übersehen, besonders die starke Bindung an den Stamm. Der Lehrplan solcher Schulen sieht dann im einzelnen Vorlesungen über die Heilige Schrift, die katholische Glaubenslehre, Liturgie, Kirchengeschichte sowie didaktische und pastorale Methodik vor. Die theoretische Ausbildung wird durch praktische Übungen an Wochenenden und in den Ferien ergänzt. Die Kandidaten müssen dabei dem Priester beim Gottesdienst assistieren, Ansprachen halten, Tauf- und Religionsunterricht erteilen und Hausbesuche machen. Zur Ausbildung in fast allen Schulen gehört auch handwerkliche und landwirtschaftliche Arbeit. Sie soll den Katechisten auch auf diesem Gebiet überdurchschnittliche Kenntnisse vermitteln und ihnen die Möglichkeiten geben, durch die Weitergabe dieser Kenntnisse die Lebensverhältnisse ihres Dorfes zu heben. Manche Katechistenschulen, besonders die von Tindivanam in Südindien, bilden ihre Schüler darüber hinaus in der Handhabung audio-visueller Hilfsmittel aus.

Nach Abschluß der zweijährigen Ausbildung erhält der Katechist einen Anstellungsvertrag, der seine Pflichten und Rechte festlegt und die Besoldung und oft auch Altersversorgung sichert. In Nigeria hat sich darüber hinaus eine Catechists' Association gebildet, die für die Fortbildung der Katechisten sorgt und ihre Interessen beim Bischof vertritt. Aber auch in andern Ländern werden regelmäßig Auffrischkurse veranstaltet. Zum Teil erhalten die Katechisten auch Schulungsbriefe, die ihnen Anregungen für die Praxis geben.

Bisher etwa 150 Ausbildungsstätten

Zur Zeit existiert nirgendwo eine genaue Aufstellung aller vorhandenen Schulen. Lediglich die Aachener Zentrale des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung besitzt exakte Unterlagen über die von ihr unterstützten

101 Ausbildungsstätten. Davon liegen 52 in Afrika, 45 in Asien und 4 in der Südsee. Die vier Schulen, die die Zentrale früher in Lateinamerika betreut hat, wurden inzwischen von Adveniat übernommen.

Es gibt zweifellos noch andere Katechistenschulen, die von den genannten Stellen nicht erfaßt sind. Insgesamt kann höchstens mit 150 bestehenden Ausbildungsstätten gerechnet werden. Selbst bei der geforderten regionalen Zusammenfassung reichen sie für die mehr als 800 Missionsgebiete noch nicht aus, und das Konzil fordert daher mit Recht den Bau weiterer Schulen. Die oben angeführten Zusammenhänge machen jedoch deutlich, daß die Errichtung der Gebäude nur einen einzigen Faktor in dem Problemkomplex darstellt. Auf jeden Fall gehört die Heranbildung eines qualifizierten Lehrkörpers, die Beschaffung von Stipendien und katechetischem Lehrmaterial (auch audio-visueller Hilfsmittel) sowie die spätere Besoldung der ausgebildeten Katechisten dazu.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Erste nachkonziliare Tagung der deutschsprachigen Dogmatiker Vor bald zwölf Jahren fand in Königstein im Taunus die erste Tagung der katholischen Dogmatiker deutscher Sprache statt. J. R. Geiselmann hatte damals in zwei Vorträgen über das Verhältnis von Schrift und Tradition zum erstenmal einer größeren theologischen Öffentlichkeit seine historischen und dogmatischen Forschungen über die Deutung des Tridentinum zur Diskussion gestellt, die später auf dem Konzil die Gemüter nicht wenig erhitzen sollten. Wenn auch Geiselmanns Fragestellung heute in ihrer Beschränkung offenbar geworden ist, so hatte der damals kühne Vorstoß innerhalb kurzer Zeit doch erstaunliche Früchte gezeitigt. Nicht weniger fruchtbar waren die folgenden Tagungen 1957 in Innsbruck über den Begriff der Offenbarung und der Dogmenentwicklung und 1959 in Passau anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses in München über Fragen der Eucharistie. Das innere Gewicht dieser Arbeitsgemeinschaften kann man sich allein z. B. an den jeweiligen Referaten Karl Rahners zur Dogmenentwicklung und über das Verhältnis von Wort und Eucharistie vergegenwärtigen, die wohl zu den bedeutsamsten Arbeiten dieses Theologen gehören. Die gute Aufnahme der Sammelbände mit den Referaten der Königsteiner Tagung (vgl. Die mündliche Überlieferung, herausgegeben von M. Schmaus, München 1957) und entsprechend der Passauer Konferenz (vgl. Aktuelle Fragen zur Eucharistie, herausgegeben von M. Schmaus, München 1960) bezeugt auch, daß die Themenstellung der Tagung über die persönliche Information und Klärung für die einzelnen Fachwissenschaftler hinaus ein weites Interesse wecken und finden konnte.

Bedeutung des Konzils für die dogmatische Theologie

Auch wenn die Arbeit in den Jahren danach weiterging, so kann man sich dennoch nicht verbergen, daß von einer „Arbeitsgemeinschaft“ kaum mehr die Rede sein konnte. Die verheißungsvollen Anfänge, die eine intensivere Diskussion versprochen, konnten nicht weitergeführt werden. Das ist zunächst und vor allem durch die private und offizielle Arbeit gerade der wichtigeren Theologen inner-

halb des Konzils selbst bedingt, wenn man sich auch umgekehrt gerade wiederum fragen kann, warum in dieser Zeit nicht das Symposium über wichtige konziliare theologische Themen beriet, weil doch die Tagungen ausdrücklich aktuellen Fragen der katholischen Glaubenswissenschaft gewidmet sein sollten.

Für den in den USA weilenden Prof. Michael Schmaus, den langjährigen Leiter des Arbeitskreises, hatte vor allem Prof. Fritz Hofmann (Würzburg) die allgemein erwartete Arbeitstagung für die Zeit vom 3.—5. Januar 1967 in München (in den Räumen der Katholischen Akademie Bayerns) vorbereitet. Thema sollte die Bedeutung des Konzils für die dogmatische Methode sein. Man wollte also nicht auf die einzelnen dogmatischen Ergebnisse des Konzils als solche eingehen, sondern spürte deutlich das Konzil selbst als eine grundsätzliche Herausforderung für die Theologie und für die dogmatische Theologie im besonderen. Die andere theologische Sprechweise des Konzils (das Zurücktreten der scholastischen Schulterminologie — betonter Gebrauch heilsgeschichtlicher und biblischer Begriffe), der pastorale Charakter, die anthropologische Perspektive, die Aufnahme zahlreicher Gedankensplitter aus der ökumenischen Theologie und andere Momente standen quer und etwas fremd zum herkömmlichen dogmatischen Betrieb. Weil sich auf dem Konzil aber noch tieferführende Unruheherde meldeten und dort auch keine zuträgliche Lösung dieser Probleme gefunden werden konnte, waren mit dieser Thematik einfach nicht mehr aufschiebbare dogmatische Fragen erster Ordnung gegeben: die Suche nach der Grundstruktur der dogmatischen Methode zwischen nach modernen Methoden betriebener Dogmengeschichte und kritischer Exegese; die schwankenden Fundamente dogmatischer Begründungen aus der Schrift von der Sicht des Exegeten her; die Bedeutung des philosophisch-spekulativen Momentes in der dogmatischen Arbeit; die Möglichkeit eines heilsgeschichtlichen Aufbaus der Dogmatik und schließlich Fragen der Interpretation des katholischen Dogmas überhaupt.

Die Verbindlichkeit der Konzilsbeschlüsse

Wenn damit auch bereits ein Teil der Referate genannt ist, so soll nicht der Anspruch gemacht werden, einen geschlossenen Überblick über die Tagung als ganze zu geben, sondern nur einige wenige Themen sollen angeschlagen werden, die besonders beachtenswert erscheinen. Das bedingt natürlich eine gewisse Willkür auf seiten des Berichterstatters und ein objektives Unrecht gegenüber zu knapp oder gar nicht referierten Referaten. Professor Otto Semmelroth SJ (Frankfurt/St. Georgen) schnitt in seinem Referat „Zur Frage der Verbindlichkeit der dogmatischen Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils“ zunächst ein Problem an, das von der traditionellen Lehre der theologischen Qualifikationen seinen Ausgang nahm. Da das Konzil besonders seinen „pastoralen“ Charakter unterstrich, von sich aus keine eigentlichen dogmatischen „Definitionen“ verkündigte und auch die Form der Verurteilung von Irrtümern meiden wollte, bietet die Frage nach dem konkreten kirchenamtlichen Gewicht der Konzilsdokumente ein gewisses Problem (ähnlich wie die „capita“ des Tridentinum und des Vaticanum I). Interessant in Semmelroths Referat war der Überblick über die bisherige Qualifikationseinstufungen der Theologen vor allem südländischer Provenienz: für eine maximalistische Sicht (B. Kloppenburg und U. Betti) z. B. ist